

## Theaterkritik

### «Silvester» – Ein Jahreswechsel im Schatten der Einsamkeit

Das eindrückliche Stück «Silvester», gespielt vom Freien Theater Oberwallis in Brig-Glis, thematisiert Einsamkeit und menschliche Beziehungen.

[Nathalie Benelli](#)

Publiziert: 02.01.2026, 14:10 Uhr



Drei Menschen unterschiedlichster Herkunft treffen an Silvester aufeinander.

Quelle: pomona.media/Thomas Andenmatten

Ein doppelter Jahreswechsel fand im Alten Werkhof in Brig statt: Während draussen die letzten Minuten des alten Jahres verrannen, feierte das Freie Theater Oberwallis im Innern mit Peter Turrinis «Silvester» eine Premiere, die dem Anlass auf beklemmende, aber eindringliche Weise gerecht wurde. Zwei Bühnen an den gegenüberliegenden Wänden, dazwischen gedeckte Tische, an denen dem Publikum in den Pausen ein Silvestermenü serviert wurde. Ein Theaterabend, der auch ein gesellschaftlicher Spiegel in festlichem Rahmen war.

Zu Beginn wandte sich Regisseur Hermann Anthamatten persönlich an das Publikum. Turrini sei für ihn «immer ein Anwalt der kleinen Leute» gewesen, ein Autor, «der über Dinge schreibt, die wehtun, aber er hat seine Figuren nie blossgestellt». Man spüre, so

Anthamatten weiter, «dass der Autor seinen Figuren eigentlich so etwas wie ein kleines Happy End gönnt, selbst wenn es nur ein sehr kleines ist». Diese Sätze prägten die Inszenierung spürbar: Das Stück wird mit scharfem Blick, aber nie mit Häme, mit Schmerz, aber nicht ohne Restwärme gezeigt.

Die Handlung spielt in einer Kellerwohnung, die eher ein Unterschlupf als ein Zuhause ist. Leopold, ein pensionierter Maurer, lebt allein, verhärmmt von Enttäuschungen und Verlust. Um der Einsamkeit der Silvesternacht zu entgehen, lädt er den geistig beeinträchtigten Herbert zu sich ein – nicht aus Mitgefühl, sondern weil die Caritas eine kostenlose «Familienanschluss-Lösung» bietet. Die Caritas-Mitarbeiterin Silvia, die Herbert ablieft, wirkt wie das letzte Fädchen einer sozialen Verantwortung, das gleich zu Beginn des Abends brüchig wird.

Die ursprünglich günstig engagierte Schlagersängerin Monja hatte Leopold zuvor wieder abbestellt. Doch sie erscheint trotzdem, und mit ihr bricht ein anderer Ton in die Kellerwelt: eine verblichene Diva, die mehr erlebt hat, als sie je preisgeben möchte.



Regula Zenhäusern-Ritz als Caritas-Mitarbeiterin mit Gillian Schmidhalter als Herbert, Bildmitte, und Milo Walker als Leopold.

Quelle: pomona.media/Thomas Andenmatten



Grossartige schauspielerische Leistung von Gillian Schmidhalter.

Quelle: pomona.media/Thomas Andenmatten

Die Begegnungen zwischen den Figuren sind hart, teils verstörend. Leopold ist kein Unmensch, aber auch niemand, dem man moralisch entkommen kann. In eiskalten Momenten nutzt er Herberts Abhängigkeit aus; dann wieder blitzt in ihm eine Sehnsucht nach Nähe auf, die das Publikum für Sekunden innehalten lässt, ihm Verständnis abringt. Doch schon im nächsten Moment kippt dieses Mitgefühl wieder in Abscheu. Die Spannung, die dabei entsteht, ist intensiv: Scham, Mitgefühl, Abwehr – alles liegt gleichzeitig im Raum.

Auf der zweiten Bühne ist eine Dancing-Kulisse wie aus den 1980er-Jahren aufgebaut. Hier entstehen Augenblicke, in denen Schlager, Sentiment und Tragik unheimlich ineinander greifen. Die zweite Bühne wird zu einer Art Fernseher, ein Fenster in eine ferne Welt, die für Leopold nur ein leeres Echo seiner Einsamkeit ist.

Die Musik von Norbert Carlen trägt wesentlich zur Atmosphäre bei. Vertraute Schlagerweisen kippen in andere Tonarten, Beschwingtes schlägt in Melancholie um. Monique Russi und Jean-Claude Knubel singen diese gebrochenen Melodien mit grosser Präsenz, begleitet von Samuel Werner – wie aus einem «Dancing» vergangener Jahrzehnte, das noch immer vom Rauch der Nächte zehrt.

Die schauspielerischen Leistungen sind überragend. Milo Walker gestaltet Leopold mit einer schmierigen Verletzlichkeit, die den Zuschauer schaudern lässt. Er ist ein Mann, der gefallen ist und doch weitertritt – verzweifelt, roh, nicht entschuldbar und gerade deswegen tragisch.

Gillian Schmidhalter liefert als Herbert eine aussergewöhnliche, anrührende Darbietung. Die Sprache seines Körpers, der starre Blick, das Wiederholen aufgeschnappter Zitate – all das ist so glaubwürdig, dass man sich mehrfach erinnern muss, dass hier kein Mensch mit Beeinträchtigung auf der Bühne steht. Seine Darstellung ist keine Imitation, sondern eine Annäherung voller respektvoller Detailgenauigkeit: eine Glanzleistung.

Carmen Werner wiederum betritt den Raum wie eine abgekämpfte Königin eines Reichs aus Tanzpalästen und billigen Hotels. Ihre Monja weiss um ihre Wirkung, auch wenn der Glamour längst bröckelt. Sie spielt mit dem Raum, als gehörte er ihr, und zeigt doch den Abgrund, an dem sie steht. Ihre Mimik lässt immer wieder in ein Leben blicken, das sich schöngetrunken besser aushalten lässt.

Und Regula Zenhäusern-Ritz beeindruckt als Caritas-Betreuerin mit ihrer lakonischen Kälte; sie verkörpert eine Professionalität, die längst zur Abstumpfung geworden ist. Sie spielt diese Gleichgültigkeit gegenüber dem Hilfsbedürftigen mit Beiläufigkeit und überlässt Herbert seinem Schicksal, obwohl es klar Anzeichen gibt, dass sich der Silvesterabend bei Leopold in eine falsche Richtung bewegen könnte.



Carmen Werner als erfolglose Schlagersängerin taucht in der Kellerwohnung auf.

Quelle: pomona.media/Thomas Andenmatten

Sprachlich bleibt die Inszenierung radikal. In Leopolds Keller ist die politische Korrektheit nie angekommen; Beleidigungen und Grenzüberschreitungen stehen roh im Raum. Doch darin liegt die moralische Stärke des Abends: Er zeigt, statt zu moralisieren. Das Lachen bleibt einem mehrfach im Hals stecken – und trotzdem lacht man. Nicht über die Figuren, sondern über die tragikomischen Reste ihrer Hoffnungen.

So wird «Silvester» zu einem Stück über das Altern, über Einsamkeit, über Menschen, die längst aus jeder Mitte gefallen sind. Ein Drama über Nähe in einer Welt der Kommunikationsgeräte, die wenige wirklich verbinden. Und vielleicht ist genau das die zarte Hoffnung, von der Regisseur Hermann Anthamatten in seiner Einleitung sprach. Ein kleines Happy End – wenn überhaupt. Doch eines, das wirkt. Die Inszenierung gelingt. Gerade, weil sie wehtut.